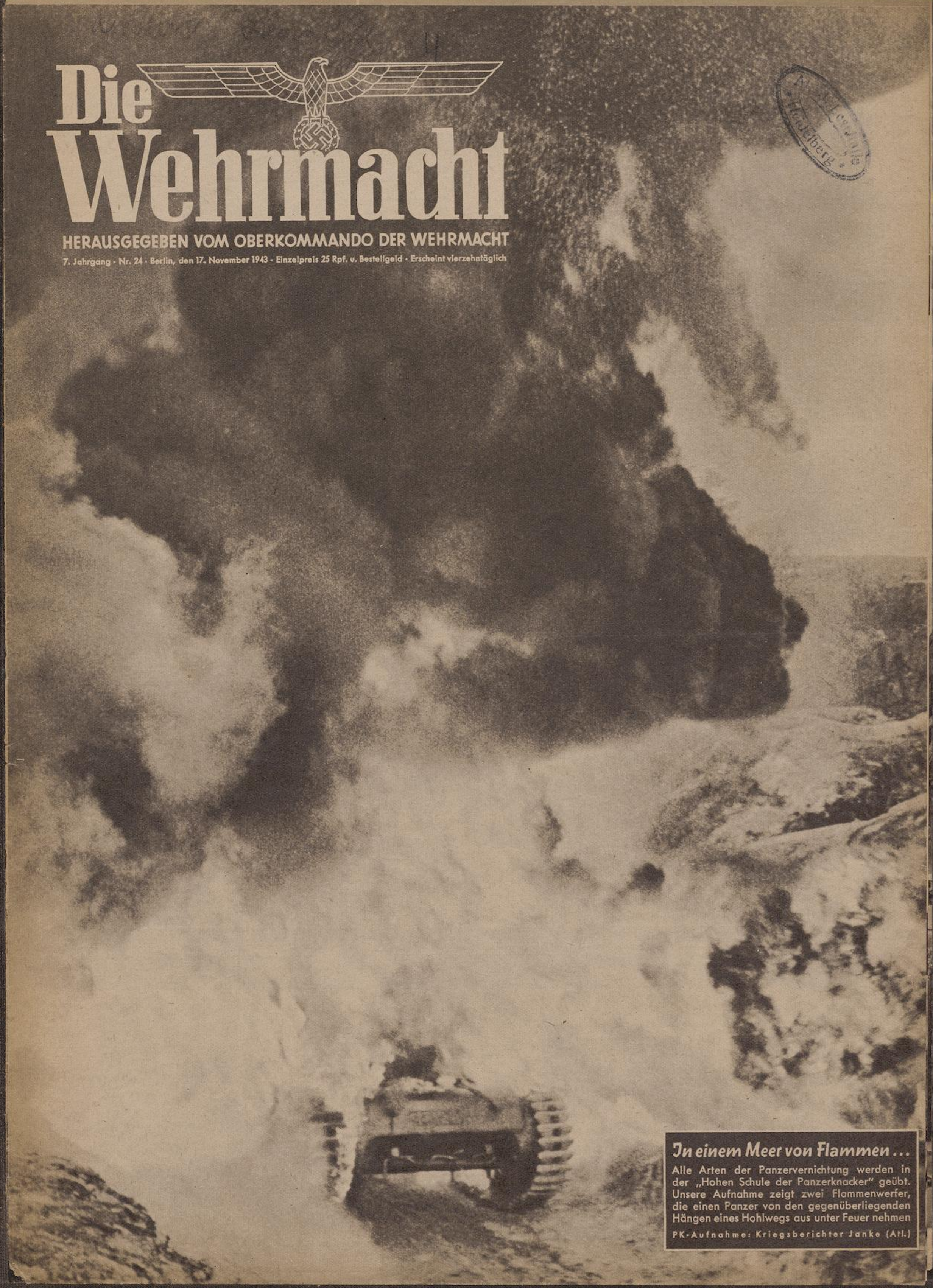
Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

7. Jahrgang · Nr. 24 · Berlin, den 17. November 1943 · Einzelpreis 25 Rpf. u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich



In einem Meer von Flammen ...

Alle Arten der Panzervernichtung werden in der „Hohen Schule der Panzerknacker" geübt. Unsere Aufnahme zeigt zwei Flammenwerfer, die einen Panzer von den gegenüberliegenden Hängen eines Hohlwegs aus unter Feuer nehmen

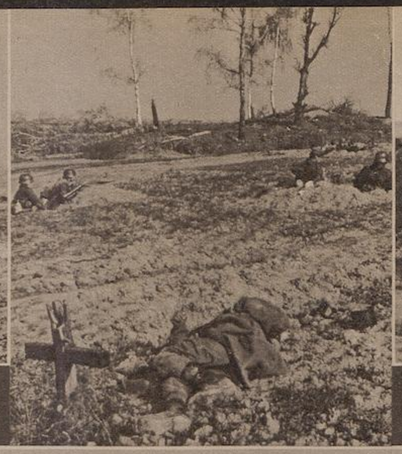
PK-Aufnahme: Kriegsberichter Janke (Atl.)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

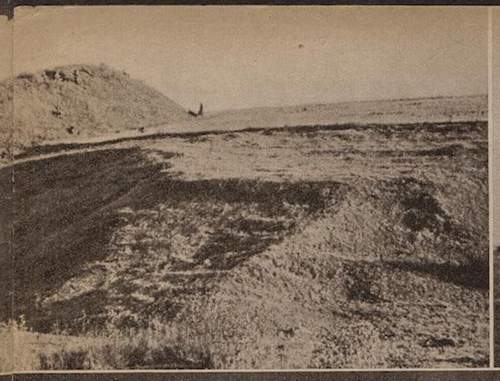
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0232

gefördert durch Baden-Württemberg

Punkt A: Angriff und Gegenangriff sind über das armselige kleine Dorf hinweggebraust. Nun ist es wieder fest in deutscher Hand. In der ersten Morgensonne rollen Sturmgeschütze an den brennenden Überresten der Häuser nach vorn, um neue Bereitstellungen zu beziehen



Punkt C: Ein Friedhof ist von Granaten aufgewühlt. Zwischen alten Grabkreuzen und gefallenen Bolschewisten verläuft die deutsche Linie (Bild links)



Punkt D: Auf einem pyramidenförmigen Rücken hat sich der vorgeschobene Beobachter der schweren Artillerie eingenistet. Das Feindgelände ist weithin zu übersehen. Dort! Feindliche Panzer brechen gegen unsere Linien vor. Die deutschen Kanonen beginnen zu brüllen, und ununterbrochen heulen die „Koffer" in die Stellungen der Sowjets

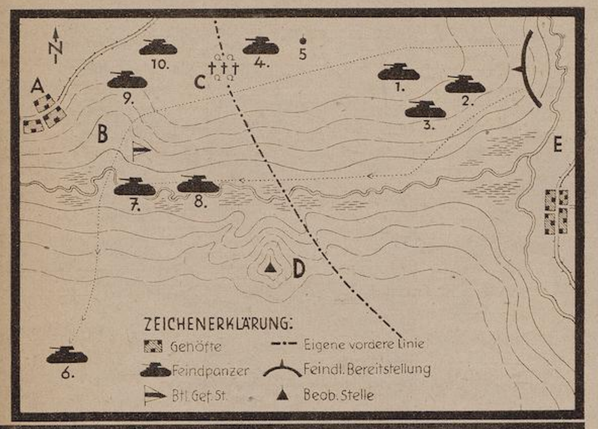
Punkt E: Schon am frühen Morgen hatte Kettengeräusch die sowjetische Panzerbereitstellung in einer kleinen Mulde verraten. Wohl vermögen die Panzer (1, 2 und 3) durch die Feuerwand der Artillerie und Werfer durchzubrechen, aber die nachfolgende Infanterie bleibt im eisernen Hagel liegen. Gegen die Kampfwagen aber rollen bereits deutsche Sturmgeschütze vor

Westlich Smolensk...

Neun Panzer und ein Bataillon

Ein Bildbericht von Kriegsberichter Knobloch

Ein harter Tag nach einer höllheißen Nacht! Die Bolschewisten waren am Vorabend nach einem erbarmungslosen Trommelfeuer unter schwersten Verlusten in das Dorf A. eingedrungen. Abgekämpft und ausgelaufen traf sie nach Mitternacht die Wucht des deutschen Gegenstoßes. Im ersten Morgengrauen verliefen die deutschen Stellungen wieder entlang eines Hanges ostwärts des Dorfes. Die Sowjets, zäh und verbissen, schickten Panzer vor. Neun Stück im Laufe dieses Tages. Im Abschnitt dieses einzigen Bataillons. Ein erbitterter Kampf begann. Unsere Grenadiere setzten den Kolossen immer neue Listen, neuen Mut und übermenschliche Zähigkeit entgegen, bis am Abend dieses schweren Tages alle feindlichen Panzer zerschlagen vor und zwischen den Stellungen lagen. Ein Kriegsberichter schildert an Hand einer Lageskizze nun diesen Kampf eines einzigen Tages irgendwo westlich Smolensk und liefert so ein eindringliches Dokument vom Heldentum deutscher Soldaten. (Zahlen und Buchstaben vor den Bildtexten beziehen sich auf die entsprechenden Punkte auf der Kartenskizze.)



Panzer 1, 2, 3: Die ersten drei Panzer sind abgeschossen, lange bevor sie die vordersten deutschen Linien erreicht haben. Gegen die Besatzungen, die sich in ein verlassenes Grabensystem geflüchtet haben, geht ein Stoßtrupp vor und nimmt sie gefangen

Panzer 4 und Punkt 5: Knapp vor dem Friedhof ereilt den vierten Burschen sein Geschick. Rechts hinter dem Turm des Panzers ein Sowjetsoldat, der sich aus seinem Deckungsloch erhebt

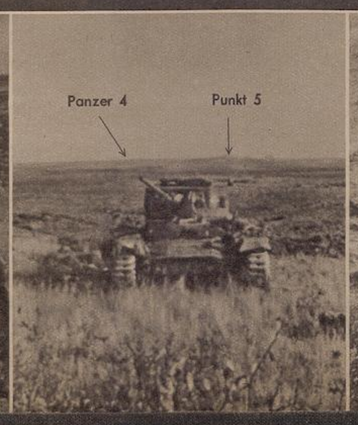
Panzer 7: Ein T 34 versucht in einer seichten Bachmulde den Durchbruch zu erzwingen und gelangt in bedrohliche Nähe des Bataillonsgefechtsstandes. Im Sumpf aber dreht er sich so fest, daß ihn ein Oberleutnant mit einer T-Mine in kaltblütigem Entschluß erledigen kann ↓

Weg des Panzers 6 und Punkt B: Ein Einzelgänger (Bild links) ist in schneller Fahrt durchgebrochen und zieht hinter den Bunkern des vorgeschobenen Bataillonsgefechtsstandes vorbei. Der Kommandeur befiehlt geistesgegenwärtig die Bataillonsreserve von der Mulde heraus auf den Hang, wo sie vor der Kanone des weiterrollenden Panzers gesichert ist. Als der Panzer auf dem gegenüberliegenden Hang stehenbleibt, fallen Handgranaten wie Hagelkörner auf ihn. — Beim Versuch, weiter durchzustoßen, erledigt ihn schließlich die Pak (Bild unten) ↓

PK-Aufnahmen: Atlantik

Panzer 8: Nichtachtend des Mißgeschickes, das seinen Kameraden vor kurzer Zeit ereilte, versucht ein weiterer Stahlkoloß durch die versumpfte Senke vorzudringen. Der Morast lähmt seine Kraft so sehr, daß auch er mit einer Mine „geknackt" werden konnte (unten rechts) ↓

↑ **Panzer 9 und 10:** Das Ende des Panzerdurchbruchversuches. Fünfzig Meter hinter den vordersten Stellungen ereilte die beiden letzten feindlichen Kampfwagen dieses Tages ihr Geschick (oben)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

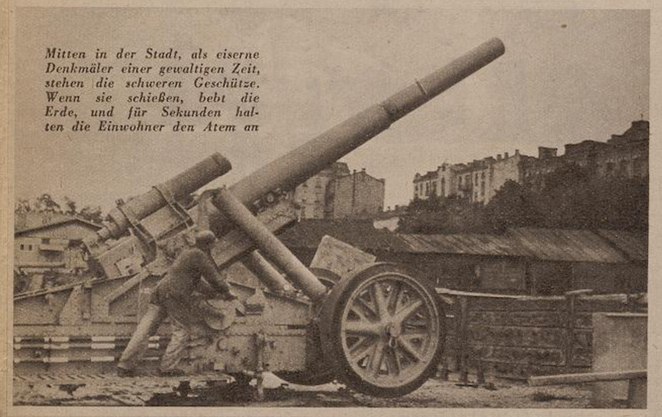
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0233

gefördert durch
Baden-Württemberg

Ein Draht geht durch die Stadt

In der Stadt K. im Osten. Der Krieg und der bunt lärmende Alltag reichen sich hier über einen dünnen Draht hinweg, der die Wohnviertel von der Kampfzone trennt, die Hand. Hier das Schreien der Granaten und etwas ferner das Gellen der Maschinengewehre, dort die Arbeit und Geschäftigkeit einer Bevölkerung, die sich zuversichtlich dem Schutz der deutschen Wehrmacht anvertraut. Oft tritt der kuriose Fall ein, daß eine Seite der Straße geräumt werden mußte, während die andere jenseits des Drahtes vom ruhigen Leben der Stadt durchpulst ist

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Dieck (H. H.)



Mitten in der Stadt, als eiserne Denkmäler einer gewaltigen Zeit, stehen die schweren Geschütze. Wenn sie schießen, bebt die Erde, und für Sekunden halten die Einwohner den Atem an

Der Markt mußte zum Teil geräumt werden. Jenseits des Drahtes aber, der die Zonen voneinander trennt, geht der Handel östlich bewegt weiter

Die Holzbuden, vor Tagen noch die Kulisse bewegter Markttage, sind nun leer und verlassen, und nur wenige Händler dürfen sie noch zum Abtransport restlicher Gegenstände betreten

In den Straßen, die abseits der Kampfzone liegen, geht das Leben seinen gewohnten Gang, und niemand möchte denken, daß irgendwo ein Draht durch diese Stadt geht, der dem Leben zwei Gesichter gibt

Niemandsland Dnjepr

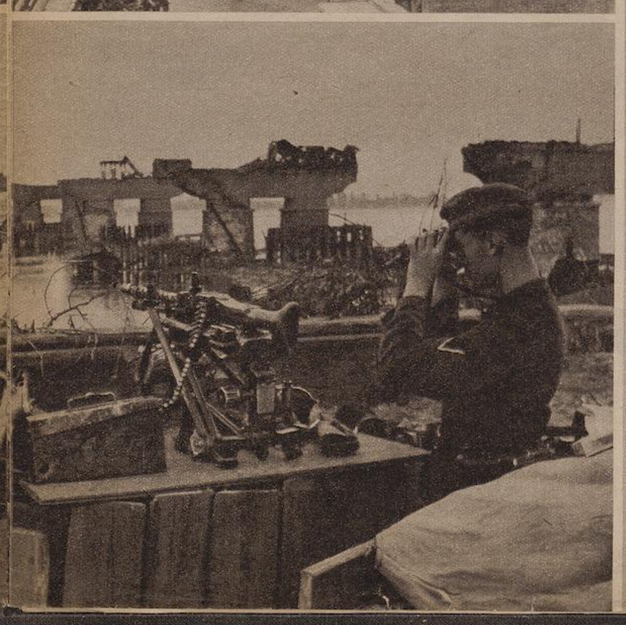
Links: Während starke Nachhuten die Sowjets binden, setzt sich das Gros der Truppen vom Feinde ab. Brennende Dörfer lassen sie in der Steppe zurück. Alle kriegswichtigen Anlagen sind zerstört, und alles, was dem Feinde nutzen könnte, wird fortgeführt. So erreicht das Heer die neuen vorbereiteten Stellungen hinter dem Strom

Rechts: In endlos scheinenden Zügen marschieren die deutschen Truppen aller Waffengattungen, aus der großen Schlacht kommend, in voller Ordnung über das breite Holzband der Brücke. Tag und Nacht

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Dieck (H. H.)

Links: Der letzte Mann und das letzte Fahrzeug haben die Planken der großen Kriegsbrücke verlassen. Jetzt ist der Augenblick für die Pioniere gekommen. Durch elektrische Zündung werden die Sprengungen ausgelöst. Die eingebauten Minen und Sprengsätze zerreißen das Werk monatelanger Arbeit in wenigen Sekunden. Was im Donnergrollen der Explosionen übrigblieb, zerstört die Gefräßigkeit der Flammen. Der Strom ist hier zum Niemandsland geworden, und die toten Stümpfe der Brückenpfeiler erhöhen den Eindruck des Trennenden mehr als die träge dahinfließenden Wasser

Rechts: Am westlichen Ufer ist hier eine neue HKL entstanden. MG-Nester, Artilleriestellungen und Laufgräben sind schon Wochen vorher ausgebaut worden

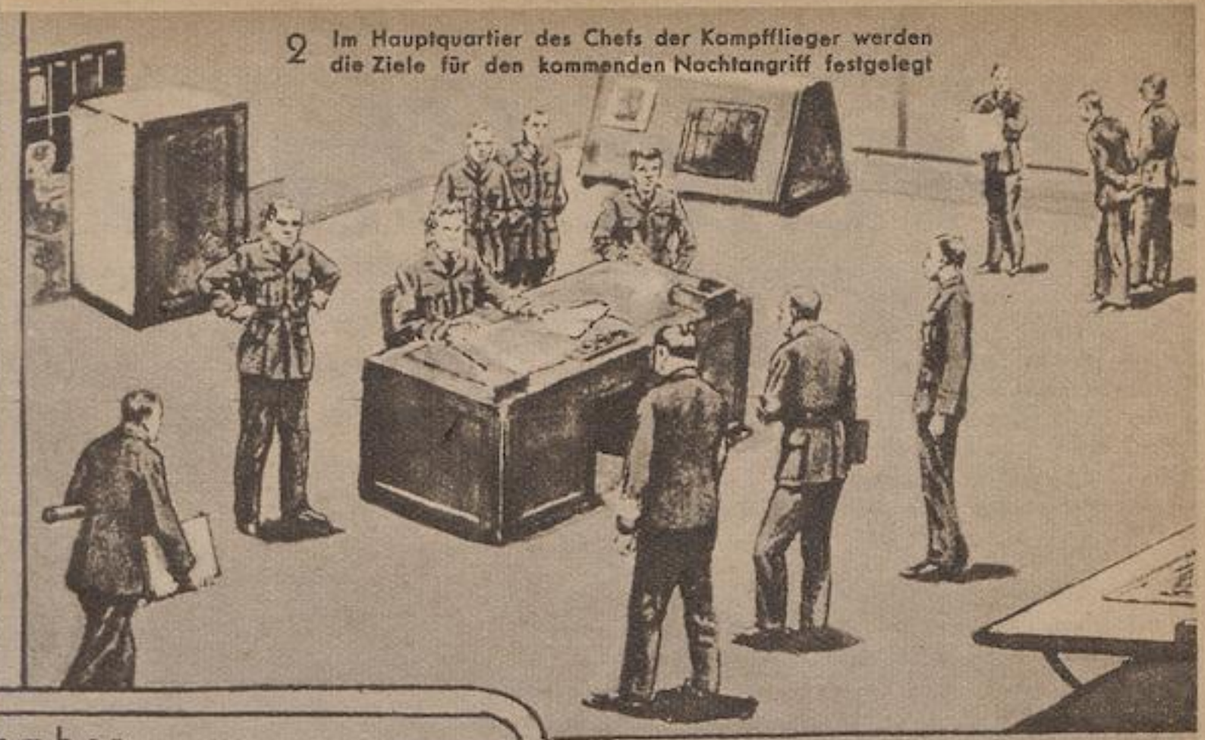


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0234

gefördert durch
Baden-Württemberg

1 Über Funk und Telephon werden alle Wetterberichte gesammelt; auf Grund dieser Berichte wird am Morgen vor dem Terrorangriff eine Wetterkarte zusammengestellt



2 Im Hauptquartier des Chefs der Kampfflieger werden die Ziele für den kommenden Nachtangriff festgelegt

800 Bomber

5 Die Funkstationen, die beim Nachtangriff mitzuwirken haben, werden bestimmt

6 Gegen Mittag kann bereits festgesetzt werden, welche Flugzeuge und Besatzungen an dem Angriff teilnehmen sollen

9 Auf die Minute genau starten auf den verschiedenen Flugplätzen, teils mit Hilfe von Katapulteinrichtungen, die Flugzeuge

10 Verbände von Kampfflugzeugen in der Luft

Eine halbe Milliarde in der Luft

Wenn eine TERROR-ARMADA angreift...

Die der englischen Zeitschrift „London Illustrated News" entnommenen Zeichnungen geben eine deutliche Vorstellung von dem Aufwand eines feindlichen Terrorangriffes. Darüber hinaus zeigt die Darstellung aber auch, ohne es zu wollen, welchen Verlust für den Feind der Abschuß von zehn, zwanzig oder dreißig Prozent der angreifenden Flugzeuge bedeutet. Die einzelnen Skizzen geben in chronologischer Reihenfolge die Vorbereitungen für einen angenommenen Großangriff von 800 Kampfflugzeugen wieder. Zunächst einmal werden die Wetterberichte zusammengestellt, soweit sie verfügbar sind. Bis morgens neun Uhr, behauptet der Text zu der ersten Skizze, ist diese Arbeit erledigt. Im Hauptquartier des Chefs der Kampfflieger werden dann die Ziele für den kommenden Nachtangriff festgelegt (Skizze 2). Nachdem befohlen worden ist, daß 800 Flug-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0235

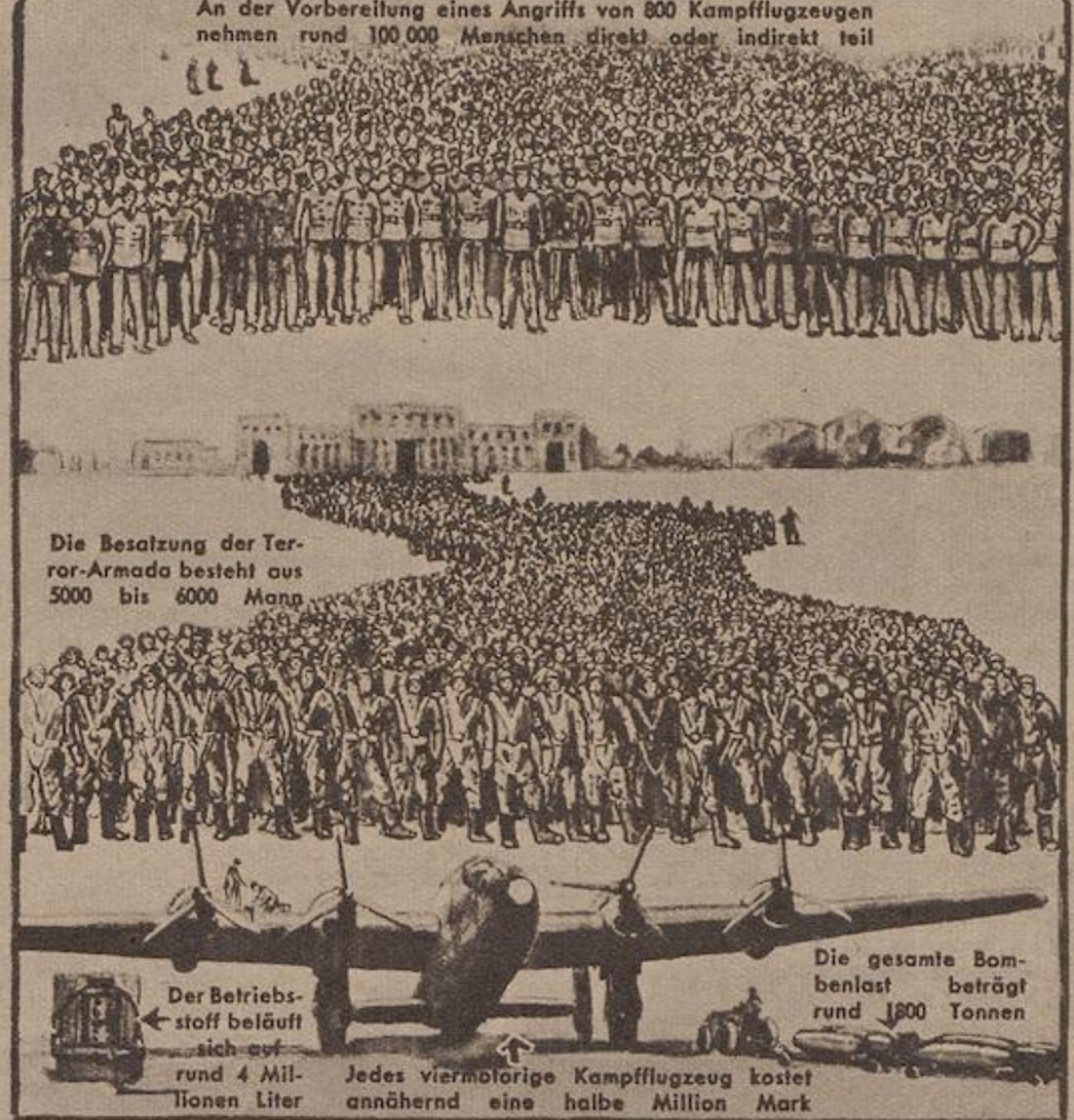
gefördert durch
Baden-Württemberg

3 Nachdem der Einsatz von 800 Kampfflugzeugen beschlossen ist, wird in Zusammenarbeit mit Offizieren verschiedener Verbände ein genauer Plan aufgestellt

4 Von den Luftverbänden gehen Meldungen ein, wieviel Maschinen für den Angriff abgestellt werden können

7 Besprechung in einer Befehlsstelle

An der Vorbereitung eines Angriffs von 800 Kampfflugzeugen nehmen rund 100 000 Menschen direkt oder indirekt teil



8 Der genaue „Fahrplan" wird für die einzelnen Verbände und sogar für jedes einzelne Flugzeug festgesetzt

11 An einem bestimmten Punkt trifft sich die gesamte Terror-Armada von 800 Flugzeugen, um gemeinsam zum Ziel zu fliegen

12 Nur etwa 50 Minuten bleibt der Verband über dem Ziel. Für jedes einzelne Flugzeug ist die Zeit genau festgesetzt, die es, ohne Rücksicht auf Feindeinwirkung, über dem Zielraum bleiben darf, damit Verwirrungen und Zusammenstöße vermieden werden

zeuge an dem Terrorangriff teilnehmen sollen, wird in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Luftstreitkräften ein genauer Plan aufgestellt (Skizze 3). Von den Luftverbänden gehen daraufhin Meldungen ein, wieviel Maschinen für den Angriff zur Verfügung gestellt werden können (die Skizze 4 gibt die Meldung eines Luftverbandes wieder, der 46 Lancasters, 42 Stirlings und 27 Halifaxes abstellen kann).

Gegen Mittag sind die Befehlsstellen der Luftverbände genau unterrichtet, mit welchen Flugzeugen und welchen Besatzungen zu rechnen ist (5 und 6). Die siebente Skizze zeigt eine Besprechung in einer Befehlsstelle, an der Informationsoffiziere und Meteorologen teilnehmen. Es folgt dann die Ausarbeitung des „Fahrplanes", der von den Geschwadern, Gruppen und schließlich von den einzelnen Flugzeugen eingehalten werden muß (8). Auf die Minute genau starten dann auf ihren Flugplätzen die Flugzeuge in der vorbestimmten Reihenfolge, oft mit besonderen Katapultvorrichtungen, weil nicht genügend lange Startbahnen vorhanden sind (Skizze 9).

Die zehnte Zeichnung zeigt die Terror-Armada auf dem Weg zum Ziel. Da die 800 Terrorflugzeuge von vielen verschiedenen Flugplätzen aus starten, ist eine Stelle bestimmt worden, an der sich sämtliche Flugzeuge zum formierten Flug zu treffen haben. Die letzte Skizze schließlich zeigt die Terrorflieger über ihrem Ziel. 50 Minuten soll, dem Text der Skizze zufolge, der Angriff der 800 Flugzeuge dauern. Die Zeit muß deswegen so kurz sein, weil sonst Verwirrungen und Kollisionen unvermeidlich sind; für jeden Terrorflieger steht daher die Zeit bis auf die Minute genau fest, die er ohne Rücksicht auf Feindeinwirkung usw. über dem Ziel verweilen darf.

Interessant ist die Feststellung, daß in Großbritannien rund 100 000 Menschen direkt oder indirekt für die Vorbereitung und Durchführung eines Terrorgroßangriffes von 800 Flugzeugen benötigt werden, und daß für die Besatzung der Terrorflotte mehr als 6000 Mann in Frage kommen. Die 800 Flugzeuge können bei einem Flugweg von etwa 1000 Kilometer eine Bombenlast von ungefähr 1800 Tonnen befördern. Der Betriebsstoffverbrauch hierfür wird auf etwas über vier Millionen Liter (900 000 Gallons) angegeben. Ein einziges viermotoriges Kampfflugzeug kostet — immer nach dem oben angegebenen Text — über eine halbe Million Mark. Die ganze Terror-Armada repräsentiert also einen materiellen Wert von fast einer halben Milliarde. Aus diesen Zahlen kann man sich ungefähr errechnen, was den Feind der Verlust von zwanzig, fünfzig oder gar hundert Flugzeugen kostet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0236

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Letzten am Feind

ABSETZUNG AN DER VOLTURNO-FRONT

Eine Brücke wird von unseren Pionieren zur Sprengung vorbereitet. Nahe im Süden tobt noch der Kampf. Die Nachhuten der Division lösen sich vom Gegner. Die letzten Wagen, Geschütze und Panzer rollen über die Straße zurück, während die Sprengstellen mit der alles zerfetzenden Ladung gefüllt werden

Rechts: Die Erde bebt unter der Gewalt von 250 Kilogramm Sprengstoff. Brückenpfeiler stürzen ein, Widerlager zerbersten, die Eisenkonstruktion wird in Fetzen gerissen. Eine schwere Wolke schwebt wie ein großer dunkler Totenvogel davon. Im verziehenden Qualm erscheinen, den Zacken einer riesigen Säge gleich, die Trümmer des Flußüberganges

Im Osten kündet eine fahle Morgenröte den Oktobertag an, als ein Kradmelder mit dem Sprengtermin für das Pionierbataillon eintrifft. Um 7 Uhr 45 soll das letzte Flakgeschütz die Straßenbrücke über den Volturno in C. passieren und schon eine Viertelstunde später der Übergang für den Feind unbrauchbar gemacht sein. Während Lastkraftwagen und Geschütze über die breite Brücke rollen und Grenadiere zurückziehen, laden die Pioniere die Minenkammern in den Pfeilern, die Widerlager und die Sprengstellen in der Eisenkonstruktion mit 300 Kilogramm Sprengstoff. Als es hell wird, sind Jagdbomber über uns. Der Feind hat erkannt, daß der Übergang über den Volturno eine sehr wichtige Rolle für die weiteren Operationen unserer ausweichenden Divisionen spielt. Die Brückenstellen liegen daher ständig im Bombenhagel anglo-amerikanischer Jagdbomber und schwerer Kampfmaschinen. Ich zähle zwölf Maschinen vom Typ Curtis. Sie kümmern sich kaum um das Feuer der Flak. Der Durchlaß unter einem Bahndamm bietet uns Schutz. Kaum ist der letzte Mann in Deckung, erfüllt das Zischen der fallenden Bomben die Luft. Das kleine Stück Erde scheint unterzugehen. Die schmale Unterführung wird hin und her geschüttelt, so bebt der Boden. Eng aneinandergeschmiegt und an die Wand gedrückt kauern wir auf den Steinen. Atmen auf, als der Pulk weiterzieht, und sind froh, daß die Brücke zur Sprengung noch nicht fertiggemacht war, denn eine vorzeitige Explosion durch Bombentreffer ist eine verdammt ungemütliche Sache. Im Umkreis von 50 Meter reiht sich Bombentrichter an Bombentrichter. Nur die Brücke ist nicht getroffen. Jetzt die letzten Handgriffe zur Sprengung. Die Sprengkapseln werden eingebaut und mit der Zündleitung verbunden. Der Sprengtrupp ist eingeteilt. Eben soll gezündet werden, da stoßen wieder neun Jagdbomber aus der Sonne auf uns herab. Der Winkel von Brückendecke und Brüstung bietet notdürftig Deckung. Die Flugzeuge stürzen direkt auf uns zu. Wir sehen, wie die Bomben gelöst werden. Der Tod hat Gestalt angenommen! Zwanzig Meter neben uns wühlt der Stahl den Boden auf. Die nächste Serie krepiert noch näher. Splitter sausen um uns herum. Eine Wolke von Lehm und Schutt deckt uns ein. Die Brücke schwankt gewaltig und zittert in allen Fugen. Der letzte Jagdbomber macht kehrt und stürzt sich auf eine in der Nähe liegende Flakstellung. Mit roter Stichflamme zerbirst das Flugzeug in der Luft. Volltreffer der Flak. Die Trümmer der Maschine schießen vor uns in das Wasser. Dann ist der Spuk am Himmel vorbei. Wir Soldaten vom Sprengtrupp sind eben zu neuem Leben geboren worden. Es stand 1 : 100 für den Tod, der wollte, daß wir irgendwo in den Orangenbäumen hängen, so wie jetzt der englische Pilot des abgeschossenen Bombers. Nun brennt die Zündschnur mit leisem Zischen. Deckung in den Betonbunkern. Nach zwei Minuten steht krachend eine Wolke von Schotter, Steinen, Eisenteilen und Pulverdampf über den Resten der Brücke.

Ein Text- und Bildbericht von Kriegsberichter Günter Greiner

Kilometerweit ist das Hafengelände mit Sprengladungen aller Art versehen. Viele Tonnen ruhen in den Piers und Kaimauern, bereit, im entscheidenden Augenblick alle Anlagen unbrauchbar zu machen. Nun ist es so weit

Eine Wasserbombe detoniert auf der Hafenmauer, schüttelt die breiten Häuser, die sich terrassenförmig über dem Meer erheben. Auf dem blanken Spiegel der See schaukelt Sekunden später das Bild der Vernichtung

Die Hafeneinfahrt ist gesperrt. Ein 6000 Tonnen großes Spezialschiff der italienischen Kriegsmarine, das sich unserem Zugriff zu entziehen versuchte, wurde versenkt und kenterte in der schmalen Fahrtrinne. Kleinere Fahrzeuge wurden durch die Sprengungen zerstört, da sie sich nicht in fahrbereitem Zustand befanden

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0237
gefördert durch Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER

Wir veröffentlichen in folgenden Berichten die Erinnerungen eines deutschen Kriegsberichters, der seit dem Frühjahr 1941 als Wortberichter zu den italienischen Truppen kommandiert war und dessen persönliche Eindrücke, im Lichte der heutigen politischen Situation gesehen, von besonderem Interesse sind.

Wenn ich heute, nach dem Zusammenbruch der italienischen Wehrmacht, meine Erinnerungen an die Erlebnisse der vergangenen Kriegsjahre niederschreibe, die mich als deutschen Kriegsberichter bei italienischen Truppen sahen, dann tue ich das in erster Linie, um den Kampfeinsatz des einfachen faschistischen Soldaten aus meiner Kenntnis der Dinge heraus zu würdigen. Ich will denen, die die folgenden Berichte lesen, einen Einblick in Leben und Kampf des einfachen italienischen Soldaten geben, da jeder Deutsche heute geneigt ist, den Italiener durchweg als Verräter an der Achse, als schlechten und unwilligen Soldaten zu betrachten. Dem ist nicht so. Der einfache Soldat, in erster Linie der Milizsoldat, ist von seinem König und dem Marschall Badoglio auf das schmählichste verraten worden, und es ist die größte Tragik des italienischen Volkes, daß seine Tausende und aber Tausende von Gefallenen von der Verräterclique in Rom um die Früchte ihres Lebenskampfes gebracht wurden, als das zwanzigjährige Werk Mussolinis der anglo-amerikanischen Plutokratie geopfert werden sollte.

Ich durfte vom Frühjahr 1941 an auf italienischer Seite im Einsatz stehen. So hatte ich auf den Kriegsschauplätzen und an der italienischen inneren Front beste Gelegenheit, Zeuge des gigantischen Kampfes der Faschistischen Partei gegen Hinterhältigkeit und Verrat zu sein, eines Kampfes, der heute noch nicht beendet ist, aber in seinen Auswirkungen schon das ganze italienische Volk in Not und Elend gestürzt hat. Meine Aufgabe war es nicht, über politische Gegensätze zu berichten (die schon 1941 offensichtlich zutage traten). Ich sollte den Einsatz der italienischen Truppen in Wort und Bild schildern, und es stellte sich schon bald heraus, daß ich vieles von dem, was ich sah und erlebte, verschweigen mußte, wollte ich unserer Sache nicht mehr schaden als nutzen. Unverständnis, Unfähigkeit der Führung, Mißgunst und Haß gegen den Sozialismus des faschistischen Regimes standen im Widerspiel gegen den unerschrockenen Einsatzwillen des faschistischen und auch im großen Maße des Heeressoldaten. Das klarzustellen und die Ehre des faschistischen Kameraden und des sein Vaterland liebenden einfachen italienischen Musketiers reinwaschen zu helfen, halte ich nach dem, was ich in Monaten und Jahren gemeinsamen Lebens mit ihnen erlebte, für meine Pflicht.

Und darum schreibe ich diese Erinnerungen nieder.

*

Am Ostermontag des Jahres 1941 meldete ich mich auf Befehl des OKW im italienischen Kriegsministerium in Rom dem Chef der italienischen Heerespropaganda, Oberst Pinelli, einem sechzigjährigen, weißhaarigen Stabsoffizier, und bat ihn, mich zu den italienischen Truppen nach Albanien schicken zu wollen, damit ich dem deutschen Volke über den Einsatz der verbündeten Truppen in Wort und Bild berichten könne.

Die Erledigung der Formalitäten, das Ausstellen der Ausweise, die Genehmigung des Comando Supremo (des italienischen Oberkommandos) nahmen zehn Tage in Anspruch, aber dann hielt ich doch die Schiffspapiere für die Überfahrt Brindisi—Durazzo in Händen und nahm Abschied von Rom.

Brindisi, süditalienischer Kriegshafen, bot ein buntes Bild kriegerischen Lebens. Straßen und Hafenkais waren vollgestopft mit italienischen Soldaten und Matrosen, die auf ihren Abtransport an die Front warteten. Im Hotel „Internazionale" wurde ich in den Freundeskreis junger italienischer Offiziere aufgenommen, die mit mir auf die Abfahrt des Transporters warteten, der nach drei Tagen mit Zickzackkurs in Richtung Durazzo abfuhr. Zwölf Stunden vor der Abfahrt bummelte ich mit einem Kameraden, die Leica umgehängt, durch die Hafenanlagen, photographierte Kriegsschiffe und Verteidigungsanlagen von allen Seiten, ohne daß mich auch nur einer der zahlreichen Posten anzuhalten für nötig hielt. Erst am Spätnachmittag, als ich in einem Gartencafé mitten in der Stadt einen Surrogato — den italienischen wohlschmeckenden Ersatzkaffee — schlürfte, kam wild gestikulierend ein halbwüchsiger Junge auf mich zu und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ich dachte natürlich nicht daran, aber er lockte durch sein Gezeter im Nu eine Volksmenge um sich, der sich auch zwei Carabinieri zugesellten, denen der Junge nun klarmachte, daß es sich bei mir um einen gefährlichen Spion handeln müsse, der in den Hafenanlagen photographiert habe. Jetzt blieb mir nichts mehr übrig, als mit den beiden Carabinieri, gefolgt von einer großen Menschenmenge, den Marsch zum Platzkommandanten anzutreten, der mir erklärte, daß ein Photographieren im Hafengelände schwerste Strafen nach sich zöge. Als ich ihm meinen Berechtigungsschein des italienischen Kriegsministeriums zeigte, meinte er nur achselzuckend, diesen vermaledeiten Deutschen sei eben alles möglich. Und ich ward entlassen.

Der Dampfer, der uns über die Adria trug, war vollgepfropft mit Soldaten und Freudenmädchen, die beide zum Einsatz an die albanische Front befördert wurden. Oberleutnant d'Urzzo, ein Apfelsinenhändler aus Syrakus, kam mit mir während eines Bummels über Deck ins Gespräch. Er versuchte mich mit allen Mitteln seiner temperamentvollen Redekunst davon zu überzeugen, daß er zu müde und zu unwillig sei, vorn an die Front zu gehen, und daß es doch zweifellos in meiner Macht liegen würde, ihn während meines albanischen Aufenthaltes als Dolmetscher oder zu sonstiger Verwendung bei mir zu behalten. Später ist mir d'Urzzo in Tirana noch einmal begegnet, wo er mir sein Leid darüber klagte, nun dazu verurteilt zu sein, auf griechischem Boden in größter Hitze Eisen und sonstiges Beutegerät von den Schlachtfeldern aufzulesen, auf denen aller Kriegslärm längst verklungen war.

D'Urzzo war eine Ausnahme. Unser Gespräch auf dem Schiff hatten drei Bersaglierileutnante belauscht, die dazu kamen und ihn vor mir einen Feigling schimpften. D'Urzzo zuckte die Achseln, sagte, er habe diesen Krieg nicht gewollt, und ihm verfaulten alle seine Apfelsinen in den Lagerschuppen zu Syrakus. Außerdem sei er kein Schwarzhemd. Den anderen, frischen, anständigen Männern waren diese Szene und dieser Mann genau so zuwider wie mir, und wir bummelten weiter über die Schiffsplanken. Sie wollten von mir wissen, an was wir Nationalsozialisten glauben. Man erzähle in Rom, wir seien Atheisten, unsere Kirchen seien geschlossen, und die Parteiführer priesen uns von öffentlichen Plätzen die Lehre der Gottlosen. Im Angesicht des Meeres und der aus dem Nebel aufsteigenden Felsmassen der albanischen Berge war es mir eine Freude, diesen jungen Italienern lange Zeit von unserem heiligen Glauben an unsere Volksgemeinschaft erzählen zu dürfen. Ich fand in ihnen dankbare Zuhörer und später gute Freunde.

Als wir unsere Koffer neben den Führersitz des Lkw. warfen, der uns in die Hauptstadt Tirana bringen sollte, erklang aus großen Lautsprechern weit über das Hafengelände hin die italienische Nationalhymne. Der Krieg in den albanischen Bergen war beendet. Unvorstellbar für die Kolonnen der Gebirgstruppen, die neben uns in hochsommerlicher Hitze in Richtung Front marschierten, unvorstellbar für uns, die wir kamen, um von der entscheidenden Offensive und dem Durchbruch der Italiener nach monatelangen Stellungskämpfen zu berichten.

Jetzt fuhren wir nach Tirana und von dort auf die Schlachtfelder in den Bergen, über denen noch ein Hauch des Sterbens lag. Die Schnelligkeit, mit der sich die Siegesmeldungen jagten, das verblüffende Tempo des unaufhaltsamen Vordringens der deutschen Heeressäulen hat uns um das gewaltigste Erlebnis gebracht — um das des Kampfes, und während die deutschen Truppen jenseits der albanischen Berge auf der Akropolis das Hakenkreuzbanner hissen, sind wir hier unfreiwillig Zeuge, wie ein Volk aufatmet, da es von den drückenden Sorgen, die Brandfackel Krieg im eigenen Lande zu haben, befreit ist. Überall wehen Fahnen. Die grünweißroten Italiens und die roten mit dem Adler, die albanischen. Das „Duce, vinceremo", das in großen Lettern von allen Häuserfronten, Straßen und Wegen leuchtet, hat sich auf diesem Sektor des Krieges gegen England soeben erfüllt, und so liegt das Land Albanien im Freudentaumel. Die Italiener und die wenigen Deutschen werden überall herzlich begrüßt, und man verspürt auf Schritt und Tritt, daß auf diesem Fleckchen Erde den Menschen die innige Freundschaft der Achse ans Herz gewachsen ist.

Die nächsten Tage in Tirana zeigen uns das immer aufs neue.

*

Wir sind keine Menschen, die sich ob der Allgewalt der Natur in Verzückung ergehen. Wir sind keine illusionsnahen Romantiker, die über ihrer Schwärmerei für Menschenferne und Urform die harte Wirklichkeit des Realpolitikers aus den Augen verlieren oder sie an die Wand zu drücken versuchen.

Man hat dieses Land mit Recht den schwarzen, unbekannten Erdteil Europas genannt, in dem es noch weite Gebiete gibt, die keines zivilisierten Menschen Fuß je betreten.

Bis 1938 die Italiener kamen. Die haben aufgebaut und mit einem Schlage das Land der Berge aus seinen Träumen herausgerissen. Seitdem ist Albanien in aller Munde, für jeden Europäer ein festumrissener Begriff geworden.

Vom Tage des Einmarsches der Schwarzhemden an bis heute sind aber erst wenige Jahre vergangen. Davon ab geht der Krieg, der jede Aufbauarbeit völlig hemmte. Vergessen wir aber nicht, daß wir auch hier noch heute am Rande dieses Krieges stehen. Die Trümmer in den Wohnvierteln Durazzos sprechen eine zu deutliche Sprache, und das Wrack des einst stolzen Schiffes, das quer vor der Hafeneinfahrt liegt, zwingt heute noch den Fischern und Seemännern trübe Gedanken auf.

*

Tirana. Mittelpunkt und Hauptstadt des Landes der Skipetaren. Ein großer Flugplatz mit italienischen Jägern, Stukas, Jus. Eine Reihe moderner europäischer Häuser, ein paar Paläste, dazwischen eine Moschee. Einige tausend albanische Einwohner, einige tausend Italiener, zwei Religionen, zwei Sprachen, zwei Lebensformen. Überraschend viele Nichtstuer, überraschend viele Stiefelputzer, Bettler, Kinder, die nach Bakschisch rufen. Ganze Straßenzüge ausgeprägtesten Orients, Händler, die im Schneidersitz hocken und auf den Straßen ihre armseligen Waren preisbieten; Kaftane und Türkenfeze, geröstete Kastanien, Perlenvorhänge vor türkischen Cafés, Gestikulieren und Feilschen, Schmutz und Lethargie: Allah il Allah — —!

Darüber pralle Sonne und gleißendes Licht, das die Augen schmerzen läßt. Andere Straßen europäischen Stils. Moderne Kaufhäuser, Frisiersalons. Europäisch gekleidete Albanesen, Italiener, Frauen der Offiziere, schöne Frauen. Die Italiener sind hier die Herren. Sie geben in allem den Ton an. Sie erziehen das Volk zu fruchtbarer Arbeit, leiten es soziale, werteschaffende Wege. Zum Teil geht der Albanese willig mit, zum großen Teil. Viel Gutes konnte so in den letzten Jahren geschaffen werden. Zum Teil aber ist er störrisch, möchte lieber seiner alten gewohnten Wildheit und Ungebundenheit gemäß sorglos in den Tag hineinleben: Allah il Allah!

Aber das geht heute nicht mehr. Wir Europäer müssen das, was wir besitzen, unter alle teilen: unsere Arbeitskraft, unseren Landreichtum. Es ist also müßig, hier viel mit ein paar Eigenbrötlern zu streiten.

Nur eines fällt mir auf hier in Tirana: die Vielzahl der italienischen Offiziere, die von morgens bis abends in den Cafés sitzen und es im Nichtstun den arabischen Einwohnern gleichzutun bemüht sind. Es ist ein groteskes Bild: schwerbepackte Soldatenkolonnen in abgerissener, billiger Uniform, mit zertretenen Schuhen, uneinheitlich gekleidet, lasten durch die pralle Sonne ihren Zelten oder Baracken zu, und es bietet sich mir ein Bild, das den Bersaglieri, das Schwarzhemd und den Alpini zeigt, so, wie ich ihn später immer wieder erlebte: geduldig-verzichtend, anspruchslos und bettelarm. Er schleppte seine ganze Habe mit sich aus den albanischen Bergen, in denen er monatelang gelegen und gekämpft hatte, und kam hier jetzt in das Tal, um zu anderem Einsatz eingeschifft zu werden.

Und hier in Tirana trat für mich das erstemal der krasse Gegensatz zwischen Soldaten und Offizieren der italienischen Armee in Erscheinung. Hunderte von Offizieren in eigener Paradeuniform, großenteils mit der Reitpeitsche „bewaffnet", lungerten nichtstuend in den Straßen und Cafés der Stadt herum, während das Heer selbst den Weg der Pflicht ging.

Ich trat in ein Café ein, gesellte mich zu einer Gruppe von Offizieren, unter denen ich einen großen Teil prächtiger Kerle fand. Junge Leutnante, braungebrannt, gesund, mit lachenden Augen. Sie bemühten sich liebenswürdig und kameradschaftlich um mich, sprachen von allem, nur nicht vom Krieg, höchstens von der Kriegsschule, von der sie gerade kamen. Nach dem Abitur waren sie eingezogen, auf die Kriegsschule geschickt und standen jetzt, nach vierteljähriger Ausbildung, hier als Leutnante! Unbeschwert von militärischem Wissen, vom Wesen der soldatischen Kameradschaft und kriegerischer Praxis hatten sie das albanische Land betreten, um in den Bergen gegen die Griechen Schlachten zu schlagen, um Soldaten zu führen in einem Ringen in härtester Natur, in dem es um Leben und Tod ging.

Leichtlebig und in bester Laune, Vaters Geld im Portemonnaie, so saßen sie da in ihren blitzblanken neuen Uniformen. Als ich auf die Straße wies, auf der in ununterbrochener Folge die Frontsoldaten müde und verschwitzt des Weges zogen, sagte einer das, was alle dachten: „Poveri soldati! —" „Arme Soldaten!"

„Was gedenkt ihr denn jetzt zu tun?" fragte ich.

„Wer weiß das? Zunächst bleiben wir hier. Vielleicht braucht man uns. Aber das Supercomando findet ja selbst nicht mehr durch. Ich glaube, daß wir noch wochenlang Zeit haben, in der Villa des Colonel Tantillo mit dessen Töchtern zu tanzen. Warten wir ab."

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0238
gefördert durch Baden-Württemberg

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: An dieses Blatt ist ein anderes geheftet. Sie hat damals, als sie es las, jenes Gedicht ganz kennen wollen, das Peter des Abschreibens wert fand — an einem seiner letzten Tage. Ihre eigene Schrift setzt es fort: „Auf meinen Atemzügen heben und senken die Sterne sich. Zu meinen Lippen kommen die Düfte zur Tränke, und ich erkenne die Handgelenke entfernter Engel. Nur die ich denke: Dich seh' ich nicht." „Dich seh' ich nicht —", murmelt sie mit einem schluchzenden Seufzen und schließt langsam das Heft.

7. Fortsetzung:

Der fünfte Tag.

Es geht auf Mittag. Langsam verstummt das lärmende Keifen und Feilschen, das vom Stadtmarkt herüberdrang; müde schlurfen stolpernde Hufe über die Straße, und das klägliche Geräusch zeichnet deutlicher, als der Augenschein es zu tun vermöchte, die Pferdegreise und Pferdekrüppel, die die klapperigen Wagen der Bauern nach Hause ziehen. Groß und glühend steht die Sonne vor dem breiten Fenster von Peter Zurbrügges heimlichem Zimmer; ihre grünlich flirrenden Strahlen durchdringen es völlig, füllen es aus bis in den letzten Winkel. Die grellblaue Tapete mit den goldenen und lilaroten Blumen nimmt ein eigenes Leben an, die großblättrigen Blüten blähen sich, schwellen auf, wiegen sich auf dünnen zerbrechlichen Stengeln. In der brütenden Hitze, die unbeweglich im Raum steht wie ein fester Gegenstand, wider den man anrennen möchte, krachen die schlecht abgelagerten Hölzer der spärlichen Möbel. Der Fußboden ist so heiß, daß es schmerzt, ihn barfuß zu betreten, und die Fugen scheiden eine schwärzliche teerige Masse aus. Ohne daß ein spürbarer Luftzug ginge, legt sich langsam eine feine gelbe Staubschicht über Dinge und Menschen — als ob Lavaasche, irgendwo sehr weit entfernt von einem Vulkan ausgebrochen, sich durch eigene Schwere aus der Stratosphäre heransenke.

In der grellen Sonne hat das braune Haar der Delius, das sonst rötlich schimmert, einen goldenen Ton. Goldbraun leuchtet die nackte Haut, auf der, gehalten durch feinste Flaumhärchen, eine hauchleichte Schicht Schweiß steht. Die Frau liegt ganz gelöst und entspannt, mit geschlossenen Augen. In die Beuge ihres rechten Arms bettet sich Peters Kopf; der Mann vermeidet ängstlich jede Bewegung, da er sie eingeschlafen glaubt. Begierig und gestillt zugleich saugt er den feinen, an frisch aufgebrochene Erde und wildwuchernde Sommerwiese gemahnenden Duft, der von dem Körper der Geliebten ausgeht, und langsam friedet sich die zuckende Unrast, die ihn erfüllte.

Plötzlich murmelt sie, ohne die Augen zu öffnen: „Was ist mit dir, Peterle? Du bist anders. Ist dir etwas geschehen?"

Er will leugnen — ganz natürlich, daß er's will; geht das, was er erlebt und noch immer nicht verarbeitet hat, einen anderen Menschen etwas an? Und dann leugnet er doch nicht, allzusehr drängt es ihn, sich zu jemand auszusprechen — und zu wem sonst sollte er's, wenn nicht zu ihr? Wen hätte er denn? Die Kameraden im Heim kommen nicht in Betracht, da sie alle die Mutter kennen; und man kann nur zu einem Menschen davon sprechen, dem weder die Mutter noch Klaus Felmy bekannt ist, der sie niemals neugierig auf dies alles hin ansehen wird.

So beginnt er zu erzählen. Er will's ganz ruhig tun. Doch nach den ersten paar Sätzen schon gerät er in Eifer, setzt sich auf. Er möchte ihr Gesicht sehen, prüfen, welchen Eindruck seine Worte auf sie machen. Aber sie bleibt unbeweglich liegen, horcht nur schweigend. Er muß allein zum Ende finden, und als er verstummt, antwortet sie immer noch nicht gleich. Erst nach einer kleinen Pause schlägt sie langsam die Lider auf.

„Du möchtest jetzt doch, Peterle, daß ich etwas sage. Aber was? Soll ich dir erklären, warum deine Mutter so handelte und nicht anders? Das kann ich nicht erraten. Oder willst du von mir wissen, was du nun tun sollst? Das ist doch so einfach. Versuchen, an dem alten Verhältnis zu ihr möglichst wenig zu ändern, da es so gut und so schön war — und ob aus dem Hauptmann nicht ein richtiger Vater werden kann. Du weißt's ja selbst. Vielleicht hast du großen Gewinn von alledem. Vielleicht erwirbst du zu dem einen Menschen, den du bisher hattest, noch einen zweiten dazu — könnte dein Urlaub hier schöner und reicher gewesen sein?"

„Ich fürchte nur", murrt er, „das sagt sich leichter, als es ist."

Sie seufzt leise und spielerisch auf, streckt reckend die Arme aus. „Gib mir mein Kleid", bittet sie, „und meine Tasche, ja?"

Peter sieht bedauernd, wie sie mit einem kurzen Ruck soviel Schönheit verhängt und verhüllt. Er faßt ihre Hand und küßt sie. „Du bist wundervoll", murmelt er. „Und hier gar — hier bist du wirklich ein Wunder. Hätt' ich je geglaubt, daß mir hier das geschehen könnte?" Ganz vorsichtig rührt er ihren warmen weichen Arm an, den sie ihm lächelnd läßt. „Wirklich ein Wunder", wiederholt er flüsternd.

Sie läßt ihn kurz gewähren. Dann macht sie sich frei, langt nach der großen Tasche, die vor ihr auf dem Boden liegt, holt ein paar Stoffbahnen heraus, an denen schon genäht ist. Peter läßt sie spielend durch die Finger laufen, blickt aufmerksamer hin.

„Fliegertücher? Wie kommst du daran? Und was machst du daraus?"

„Geschenkt bekommen. Und werden soll daraus ein neues Kostüm. Hast du nicht gemerkt, daß mir in der Vorstellung zwei fehlen? Ich soll doch eigentlich für jede Nummer ein anderes haben."

„Und das mußt du selbst machen, und ausgerechnet aus Fliegertüchern in Rußland? Hätte man dir das nicht in Berlin besorgen können?"

„Ich hatte ja genug Kostüme, Peterle. Sehr hübsche sogar. Aber die sind nun weg. Leider."

„Wo sind sie denn geblieben?"

Die Delius zuckt nur die Achseln. Sie kann es wahrhaftig nicht wissen. Sie sind an einem Tag abhanden gekommen, an den sie heute noch nicht zu denken vermag, ohne zu schaudern, obgleich er nun schon fast ein Vierteljahr zurückliegt. Sie waren weit nach vorn gekommen, zum Stab eines Infanterieregiments. Sollten in einem ehemaligen Kolchosstall spielen, in dem mit unendlich vieler und rührender Mühe eine Bühne aufgebaut war aus Birkenstämmen, mit roten und weißen Soffitten, sogar mit drei Scheinwerfern. Seit Tagen hörten sie es von fern her grummeln, es störte sie schon nicht mehr. Dann kam es schlagartig näher. Plötzlich kümmerte sich kein Mensch mehr um sie. Sie hockten müßig herum,

Torpedo

Freilauf mit Rücktrittbremse
kann immer hoch
beansprucht werden

Nur muß er dann von Zeit zu Zeit gereinigt und geölt werden!

Hassia

DER STIEFEL
FÜR DEN KENNER

Backpulver sparen

heisst nach zeitgemässen Döhler „Backfein"-Rezepten backen. Verlangen Sie diese kostenlos von

Lorenz Döhler Erfurt

lesen Sie auch die Erika Kleinanzeigen

BÜCHER

für Truppenbetreuung geeignet, liefert an Firmen, Private, Truppeneinheiten und Behörden

Buchhandlung H. Weiss
Berlin SW 68, Moritzstraße 14/15

Efasit
PUDER

Efasit-Puder, besonders zur Fußpflege hervorragend geeignet, beseitigt übermäßige Schweißentwicklung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Er verhütet Blasen, Brennen u. Wundlaufen. Auch vorzüglich geeignet als Massage- und Körperpuder.

1 Streudose RM -.75, Nachfüllbeutel RM -.50
In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften

TOGAL-WERK MÜNCHEN

. heut kocht Vater selbst!

Wer kann es Mutter übelnehmen, wenn Sie mit Schrecken an die ihr verbleibende Putzarbeit denkt. Aber wenn auch die Küche noch so schlimm aussieht: mit etwas ATA werden alle Töpfe, Pfannen, Bestecke und Geräte sowie die Küche selbst schnell wieder blank und rein.

Ein Aufstieg im Beruf

fällt nicht jedem in den Schoß. Aufstieg ist Erfolg. Erfolg will erarbeitet sein. Erfolgreiches Arbeiten ist eine Erfahrungstatsache. Nutzen Sie die Erfahrung Tausender: Werden Sie Fernstudienteilnehmer

Das Christiani-Fernstudium in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen technischen Fächern ermöglicht den beruflichen Aufstieg ohne Unterbrechung der Berufstätigkeit. Studienhonorar RM 2,75 im Monat. Lehrpläne bei Angabe des Berufes und der Ausbildungswünsche kostenlos.

Dr.-Ing. habil. P. Christiani, Konstanz 59

Sie denkt an Dich,

wenn . . .

. . . sie auf das abendliche Lesestündchen verzichtet und Kohlenklau um seine sichere Beute bringt. An tausend Stellen spart die Heimat Strom, Gas und Kohle — auch wenn einmal mehr verlangt wird als der Verzicht auf kleine Bequemlichkeiten und liebe Gewohnheiten. Der Kampf gegen Kohlenklau wird mächtig ernst genommen — mit dem Resultat, daß monatlich viele tausend Tonnen Kohle der Rüstungsindustrie zusätzlich zur Verfügung stehen. Was die Heimat beginnt, muß die Front vollenden.

Die Front macht Jagd auf Kohlenklau!

Erst wenn auch die Front mitmacht und Kohlenklau durch sorgfältigste Pflege der Waffen und Ausrüstung, für deren Herstellung die Heimat mancherlei Einschränkung auf sich nahm, um seine Beute bringt, ist dieser Schuft und Kriegsverbrecher endgültig erledigt.

Die Heimat hat ihn längst durchschaut, Paß auf, daß er bei Dir nichts klaut!

Einmachen mit Friko

FRIKO DORTMUND, Postfach 223

Kennen Ihre Kinder Milei-Fruchtschaum?

Aus Milei W und wenig Zucker schlägt man steifen Schnee. Unter ihn rührt man etwas Marmelade .. dann kaltstellen. So erhält man Milei-Fruchtschaum, der Kindern köstlich schmeckt.

Milei

der milchgeborene Ei-Austauschstoff

1857

wurde am Hofe in Wien die Firma

Johann KATTUS

gegründet

ihre bekannteste Marke ist der Wiener Sekt

HOCHRIEGL

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0239

gefördert durch Baden-Württemberg

auf Jaaps fetter Stirn standen dicke Schweißtropfen, die nicht von der Hitze kamen. Der Adjutant lief herein, rief Jaap zu, die Vorstellung müsse ausfallen, vorn sei der Teufel los, verschwand eilig wieder. Jaap suchte die beiden Pkw., die sie hergebracht hatten. Den einen hatte der Ordonnanzoffizier des Regiments mit einem wichtigen Auftrag in unbekannter Richtung davongeschickt; der Fahrer des anderen, der zur Not die Truppe faßte, wenn sie all ihr Gepäck im Stich ließ, weigerte sich, ins Blaue hineinzufahren, da man nicht wissen könne, ob die Straße nach rückwärts noch frei sei. Der Ordonnanzoffizier hastete herbei, verwies sie alle in einen Bunker, es sei sicherer. Sie waren noch keine halbe Stunde darin, da hatten sie den ersten Angriff einer Bombenstaffel über und um sich, und wenig später kam Beschuß mittelschwerer Artillerie hinzu. Die Einschläge saßen nicht gerade in nächster Nähe — immerhin war es mehr als genug für sie, die keine Soldaten waren, für die Frau vor allem, die den letzten Rest ihrer Energie aufbot, scheinbar gleichmütig zu bleiben, während sie am liebsten schreiend in den Wald gerannt wäre.

Am Abend endlich war die Verbindungsstraße, die die Bolschewisten bei ihrem Einbruch zunächst gesperrt hatten, vorübergehend wieder freigekämpft. Der Oberstleutnant schickte einen Melder, die Truppe Jaap eiligst fortzutreiben. Sie pferchten sich, so gut es ging, in den unbequemen harten Kübelwagen; der Fahrer fuhr, ohne die Scheinwerfer einzuschalten, die schlechte, holperige, zerfahrene Straße wie ein Teufel; immer noch heulten die Granaten durch die Nacht, schlugen irgendwo unsichtbar ein, erschreckten sie mit ihrem Jaulen und Krachen. Einmal lag etwas am Weg, das noch lebte, das weinte und schrie. Viel später hielt der Fahrer an, entzündete stumm seine Zigarette, sog tief den Rauch ein, knurrte, nun sei man wohl heraus, und fuhr langsam weiter. Gegen Morgen erreichten sie, vorbei an Kolonnen, die nach vorn zogen, ihr Standquartier. Drei Tage lang spielten sie nicht. Dann kam ein Teil ihrer Sachen, die Instrumente zum Glück dabei, und sie begannen wieder zu arbeiten; die ersten Tage arbeiteten sie schlecht, aber Jaap tadelte niemand.

Das ist die Geschichte von den verlorenen Kostümen der Delius, die sie nicht erzählen mag — von der bloßen Erinnerung zittern ihr die Lider, und ihr Atem geht stoßweise. Peter beobachtet sie aufmerksam, begreift, fragt nicht, streichelt ihr nur vorsichtig und beruhigend Haar und Nacken. Dann steht er auf, holt aus seiner Bluse eine Zigarettentasche, bedient sie und sich. Endlich — es scheint, sie hat's für den Augenblick überwunden — streckt er sich auf die Couch und sieht mit behaglicher Trägheit zu, wie sie flink ausholend Stich auf Stich tut, während die Zigarette ihr im Mundwinkel klebt. Peters freier Arm liegt um ihre Hüfte, spürt durch das dünne Kleid zarte Weichheit, sanfte Wärme, versucht weiterzuwandern und wird mit bestimmter, stummer Freundlichkeit abgewehrt. Eine ganze Weile versucht Peter, in sich das Gefühl zu formulieren, das ihn in diesem Augenblick erfüllt. Und endlich sagt er, mit einem Unterton ungemeinen Erstaunens, der nicht ihm selbst, wohl aber ihr hörbar ist: „Ich hab' nicht gewußt, du, daß es das gibt — dich kann man nicht nur lieben, mit dir kann man, scheint es, sogar befreundet sein."

Er sieht sie von der Seite an, bemerkt ein kleines Zucken ihrer Mundwinkel. „Findest du dumm, was ich gesagt habe?" fragt er besorgt.

Sie schüttelt den Kopf. Dann legt sie die Näherei sorgfältig beiseite, wendet sich ihm voll zu, streicht über sein ungebärdiges blondes Haar. „Im Gegenteil, Peterle — ich wüßte nicht, daß mir jemals ein so hübsches Kompliment gemacht worden wäre. Ich danke dir schön!"

„Aber es sollte gar kein Kompliment sein, du! Es ist mir Ernst damit."

„Ich weiß, Peterle. Das find' ich ja gerade nett."

„Bei dir ist alles so klar und so einfach, weißt du. Es gibt keine Komplikationen —"

„Armes Peterle! Schlimme Erfahrungen?"

Er faltet die Stirn und schweigt.

„Gut, reden wir nicht davon", sagt sie behutsam. „Aber — ganz so unkompliziert, wie du denkst, bin ich nun auch wieder nicht."

„Kann schon sein, Liebes. Trotzdem —"

Er nimmt ihre Hände, legt sein Gesicht hinein. Mit leichter Rührung sieht sie auf seinen schmalen, zwar sehnigen, aber doch noch beinahe knabenhaften nackten Rücken, der sich vor sie hinbiegt. Die Delius ist nur zwei Jahre älter als Peter Zurbrügge, doch in diesem Augenblick spürt sie ganz stark, um wie vieles reifer, bewußter, erfahrener in jeder menschlichen Beziehung sie ist. Es ist ein seltsamer Schlag Männer, der da heranwächst; nicht viel mehr als Kinder waren sie, als sie in das härteste Leben hineingeworfen wurden; es hat sie ausgeglüht und gehärtet wie edlen Stahl; sie haben wollen gelernt, befehlen, entscheiden fürs eigene Leben und das anderer, die ihnen anvertraut sind; nichts gibt es, was sie nicht vollbringen könnten, wovor sie zaudern oder zagten. Nur eines fehlt ihnen, weil sie nicht Zeit und Gelegenheit hatten, es zu lernen: sie wissen um die Kameradschaft von Mann zu Mann, aber nichts wissen sie von dem feinen, zärtlichen Gespinst zwischen Mann und Frau. Hier sind sie, so sehr und so völlig sie sonst Männer wurden, Knaben geblieben, ungeduldig, heftig, ja manchmal roh — zugleich auch schüchtern, linkisch, ungeschickt, wie Knaben sind. Sie werden es nicht leicht haben einmal, und kluge und geduldige Frauen werden sie brauchen — —

In eben diesem Augenblick aber murmelt er, ohne aufzusehen oder ihre Hände freizugeben, daß sie seinen warmen Atem in ihren Handtellern spürt:

„Sag', du — ich glaub', ich hab' dich sehr lieb —, sag', wie dächtest du darüber, wenn wir heirateten? Ich finde das so schön — kann es nicht dauern?"

Sie ist froh, daß er nicht aufblickt, nicht das leise, fast traurige Lächeln sieht, das sie über ihr Gesicht ziehen fühlt. Wie könnte es wohl dauern —? Dennoch — hüte dich, mit harten Händen Träume zu zerstören, die eines Tages von selbst in sanfter Wehmut enden! — dennoch gibt sie, tief über ihn geneigt, ganz leise zurück: „Vielleicht wär' es wirklich schön, Peterle —"

*

Es ist Abend. Draußen ist es schon dunkel, die Sterne stehen ruhig und stark leuchtend am Himmel, das Wetter wird sich halten. Im Heim spielt das Radio unverbindlich leichte Musik. Niemand hört zu. In einer Ecke tagt eine Skatrunde, in einer anderen eine Schachpartie; am Mitteltisch wird wieder „Mensch, ärgere dich nicht" gespielt, und beim Ofen sitzen ein paar zusammen und plaudern. Der Stabsfeldwebel Ewerth — fünfunddreißig Jahre, aus der Mitte zwischen Heidelberg und Heilbronn, Berufssoldat im fünfzehnten Jahr, mit einem klaren, einfachen, länglich geschnittenen Gesicht, klobigen Händen und Füßen — in Zivilkleidung, wovon er übrigens auch nicht ein Stück besitzt, schlechterdings nicht vorstellbar —, mit der Absicht, nach dem Kriege zur Gendarmerie zu gehen und sich wieder in den Osten zu melden —, dessen zweites Wort, wenn er einmal den Mund auftut, „auf Draht sein" ist, erklärt, sein Pakzug benötige vom Halten bis zum ersten Schuß genau neun Sekunden, und in zwölf Sekunden habe er wieder aufgeprotzt. Als er behauptet, das sei kein einmaliger Rekord, sondern werde bei ihm regelmäßig erreicht, wird heftig widersprochen. Dann gleitet das Gespräch langsam ab, der Zukunft zu — jener Zukunft, die alle Soldaten in Rußland immer wieder bewegt, da sie sich bewußt sind, für sie in diesen nassen Lehmgräben zu liegen, durch diese staubauswerfenden Steppen zu marschieren, für sie zu schießen, zu springen, Handgranaten zu schleudern und vielleicht zu sterben.

„Ich weiß jedenfalls, was ich mache", sagt der dicke Wachtmeister Gallus, der so gern von seinem Grundstück bei Nauheim erzählt, „wenn der Krieg zu Ende ist, verpachte ich das meinige, such' mir einen Kompagnon, der Russisch kann — ich werd' diese verdammte Sprache nie lernen, meine Herren! — und dann geh' ich in die Ukraine. Es muß nicht gerade Charkow sein oder Kiew, im Gegenteil. So etwas wie Shitomir etwa, wenn das einer kennt. Nicht zu groß und nicht zu klein. Und da mache ich ein Import- und Exportgeschäft auf. Und wenn ich zehn Jahre später nicht mein Schäfchen im Trockenen habe und befriedigt wieder nach Nauheim gehen kann, bloß noch Rosen züchten und Angorakarnickel oder so etwas Nettes, dann dürft ihr Ernst Gallus dämlich schimpfen."

„Aber bleiben, richtig bleiben möchtest du nicht?" fragt in seiner singenden Mundart der Feldwebel Sembritzki aus Memel.

„Bleiben? In diesem Affenland? Für immer? Gott soll mich bewahren!" protestiert Gallus erregt. „Nicht länger, als bis ich hier", er reibt den Zeigefinger am Daumen, „genug hab'. Nicht einen Tag länger!"

Der Wachtmeister Thummler streichelt sein bandagiertes Bein, das ihm immer wieder zu schaffen macht. „Ich weiß nicht — ich könnte mir doch vorstellen, ich bliebe. In der Verwaltung etwa oder bei der Polizei oder sonstwo. Ein paar Beamte werden wir hier schon haben müssen. Und dann ganz von vorn anfangen — so, wie es das zu Haus überhaupt nirgends mehr gibt —, stellt euch vor: im Grund lebt zu Hause jeder Landrat mehr oder weniger von dem, was irgendein Vorgänger vor hundert Jahren gemacht hat. Es steht nun einmal da, man muß damit wirtschaften, ob man will oder nicht. Wegreißen geht eben nicht. Hier aber hat man keinen Vorgänger, hier fängt man ganz neu an. Es könnte einen reizen, oder nicht?"

„Ja — aber ewig kann man nicht allein sein", knurrt der Stabswachtmeister Geyer, an dessen Hals das Ritterkreuz blitzt. „Und wann wird man Frau und Kinder hierher mitnehmen können? Stellt euch doch mal vor, ihr sollt eure Frau in so eine Baracke setzen, bestenfalls mit einem russischen Trampel als Hilfe, und da soll sie hausen. Ohne nichts. Kino ist nicht. Einkaufen ist nicht. Gesellschaft ist nicht. Nicht mal spazierengehen kann sie, denn wer weiß, wann es keine Partisanen mehr geben wird. Könnt ihr euch das vorstellen?"

„Das weiß ich ja nun wieder nicht", erwägt Oberwachtmeister Döbler, Kranführer in Berlin, „ich hab' noch keine Frau. Ich kann mir denken, wenn eine schon mal, so wie bei dir, Geyer, einen richtigen Haushalt gehabt hat mit allem Komfort, dann will sie vielleicht nicht hier heraus. Aber wenn man sich eine sucht, eine junge, die noch nicht verwöhnt ist und Lust hat, so etwas ganz Neues hinzustellen —"

„Und die Kinder?" wirft Geyer ein, „Schule muß sein, und alle Tritt muß ein Arzt sein, und —"

„Natürlich müssen Kinder sein", nickt Döbler, „sechs mindestens. Darunter tu' ich's nicht. Wir sind zu Haus acht gewesen. Wir haben uns gegenseitig ganz gut erzogen, auf dem Lande, wißt ihr — ich bin erst später nach Berlin gegangen. Ich ließe meine Kinder gern auf dem Lande groß werden. Mit viel Raum um sie herum. Und hier gibt's Platz, mehr als genug."

Stabsfeldwebel Ewerth will gerade zustimmen, so kräftig, wie es seiner Wortkargheit möglich ist, doch er kommt nicht dazu. Das Licht flammt einmal stark auf, und dann erlischt es. „Kurzschluß", brummt Wachtmeister Gallus und verlangt eine Kerze und einen Schraubenzieher, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Taschenlampen gehen an. Aber Schwester Elisabeth sagt lakonisch: „Iwan!"

„Und was tun wir?" fragt Oberwachtmeister Döbler. „Weitermachen?"

„Hier nicht. Wir gehen ins Treppenhaus. Keller haben wir keinen unterm Haus. Ein Baurat hat sich den Kasten einmal angesehen und gemeint, im Treppenhaus sei es am sichersten."

Folgsam, wenn auch etwas ärgerlich, ziehen die Zugführer ins Treppenhaus. Ein halbes Dutzend Kerzen erleuchtet die neue Szenerie; ein paar Stühle werden rasch herausgeschafft, aber die meisten hocken sich bequem auf die Treppenstufen. Feldwebel Seiler erinnert sich gewisser Karnevalsfeste, die ohne Treppenstufen nicht zu denken waren — nur daß es hier leider nicht möglich ist, bunte Reihe zu machen. „Aber vielleicht", meint er dann, „ist es besser, wir sind unter uns." Schwester Elisabeth rechnet ja nicht als Frau, wird von den Männern in jeder Hinsicht durchaus als ihresgleichen betrachtet; so kann Seiler gut „unter uns" sagen.

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 174721. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

Silbenrätsel.

bahn - ber - ber - de - de - de - di - di - di - do - e - ei - en - eu - eur - fe - fer - ge - haut - iff - in - land - li - li - lie - lo - ma - man - mann - me - mi - min - na - na - netz - ni - ni - no - o - pa - ra - re - rei - rei - rung - sa - se - sen - so - te - te - tel - ter - thel - tiv - tö - tow - ue - um - vi.

Aus den vorstehenden Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Rückert ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Grammatikalischer Fall, 2. Tragödie von Shakespeare, 3. festgesetzter Zeitpunkt, 4. Schauspieler und Theaterdirektor (18. Jahrhundert), 5. Ständchen, 6. Gipfel der Glarner Alpen, 7. Hunderasse, 8. Salatpflanze, 9. chemischer Grundstoff, 10. Schanzpfahl, 11. berittene Truppe, 12. Tradition, 13. Verkehrsmittel, 14. musikalisches Haltezeichen, 15. türkischer Sultan, 16. brandenburgische Kreisstadt, 17. Rachegöttin, 18. Maschinenbauer, 19. Teil des Auges.

Kette aus zwölf Wörtern.

Es sind zwölf dreisilbige Hauptwörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Bezugsausweis, 2. Fernsprecher, 3. Dichter der Mark Brandenburg, 4. Berg im Allgäu, 5. Mineral, 6. Fehlbetrag, 7. Feldpflanze, 8. Insekt, 9. Stadt in Norditalien, 10. Erfindung der Neuzeit, 11. Leiterin einer Schwesternschaft, 12. Nahrungsmittel. Die Schlußsilbe des ersten Wortes soll zugleich Anfangssilbe des zweiten sein usw., so daß die Wörter bei richtiger Lösung eine geschlossene Kette bilden. Es kommen folgende Mittelsilben zur Verwendung: be - bel - blen - der - di - fi - hüp - kar - le - ra - ta - ter.

Skat-Aufgabe Nr. 21.

Vorhand V. spielt und erhält für sein Spiel 45 Punkte gutgebracht. Mittelhand M. hatte: 1 Unter (Buben) 2 Augen; 3 Eichel (Kreuz) 0; 3 Grün (Pik) 21; 2 Rot (Herz) 0; 1 Schellen (Karo) 3. Hinterhand H. hatte: 1 Unter (Buben) 2 Augen; 1 Eichel (Kreuz) 10; 3 Grün (Pik) 3; 4 Rot (Herz) 18; 1 Schellen (Karo) 10. Was spielte V., wie war der maßgebende Spielverlauf und die Berechnung? Was hatte V. gedrückt?

Auflösungen aus Nr. 23

Kreuzworträtsel: Waagerecht, 1. Stieglitz, 8. Tell, 9. Drei, 10. Erlen, 12. Met, 13. Meta, 15. Bise, 17. Ala, 19. Train, 21. Genf, 22. Elga, 23. Einigkeit. Senkrecht: 1. Stellage, 2. Terz, 3. Jll, 4. Elemi, 5. Irma, 6. Tee, 7. Zitronat, 11. Nest, 14. Terek, 15. Bann, 16. Rigi, 18. Lei, 20. Ale.

Skat-Aufgabe Nr. 20: V. hatte Eichel Unter (Kreuz Bube); Rot Unter (Herz Bube); Eichel Daus, 9, 8, 7 (Kreuz As, 9, 8, 7); Rot Daus, 10, König, 9 (Herz As, 10, König, 9). M. hatte: Grün Unter (Pik Bube); Eichel (Kreuz) 10; Grün König, Ober, 8, 7 (Pik König, Dame, 8, 7); Rot Ober (Herz Dame); Schellen Daus, König, Ober (Karo As, König, Dame). H. hatte: Schellen Unter (Karo Bube); Eichel König, Ober (Kreuz König, Dame); Grün Daus, 10 (Pik As, 10); Rot (Herz) 8, 7; Schellen (Karo) 10, 9, 8. V. spielt Grand aus der Hand. Mit 1, Spiel 2, Hand 3, Schneider 4 × 24 = 96. Auf das Eichel Daus (Kreuz As) fällt bei M. die blanke 10 und bei H. der Ober (Dame). Die nachgespielte 7 wird von H. mit dem König übernommen, während M. voraussichtlich sein Schellen Daus (Karo As) wimmelt. Dies sind die 15 Augen für die Gegner.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0240
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3640 14/6

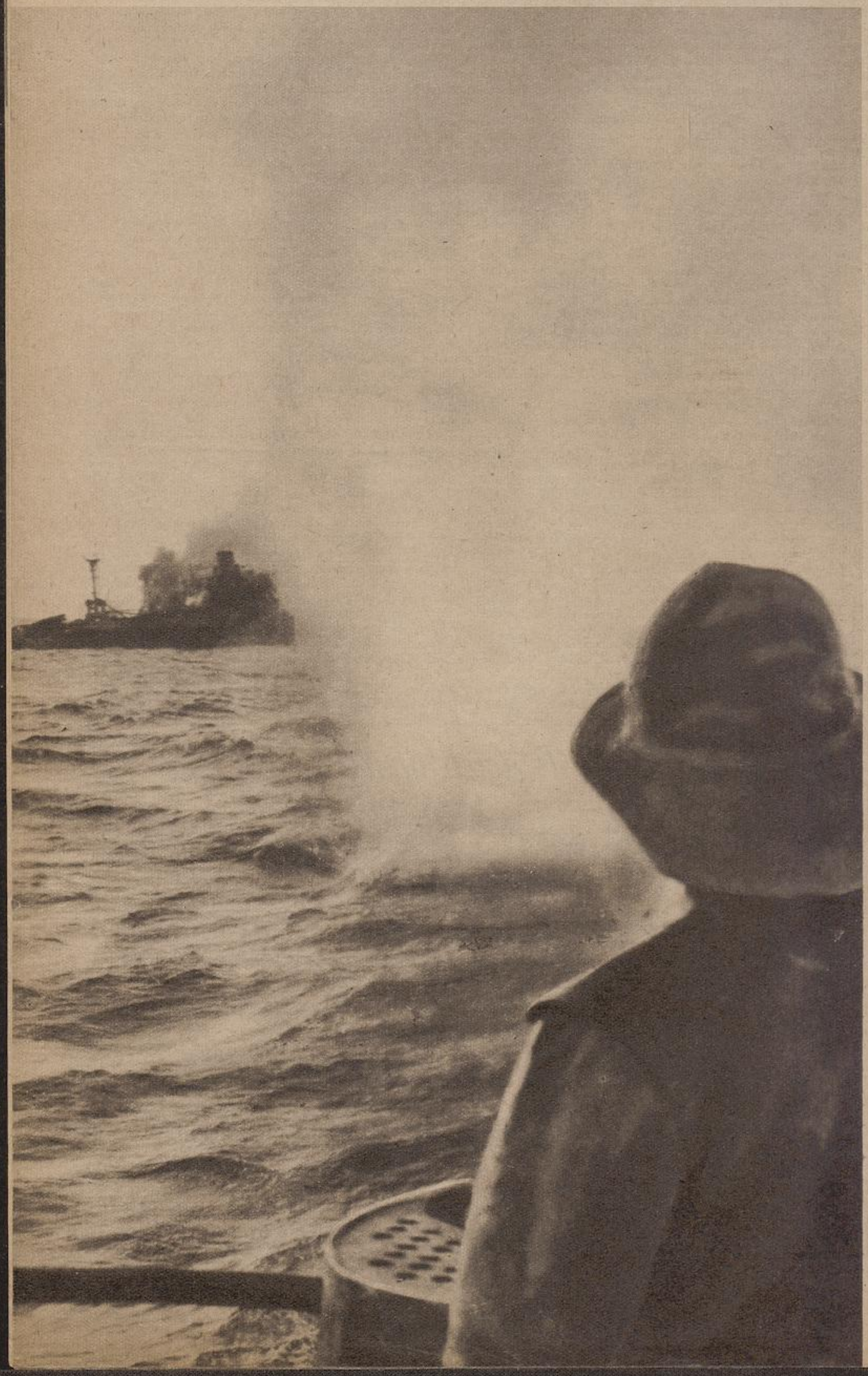
Granaten und Torpedos im Indischen Ozean

Monate und Tausende von Seemeilen trennen sie von der Heimat. In der Glutsonne des Indischen Ozeans, nahe den bergigen Küsten der ehemals französischen Insel Madagaskar, suchen sie die Gewässer nach Einzelfahrern ab. Oft vergehen Tage, an denen der Ausguck vergeblich in der flimmernden Hitze auf dem Turm Ausschau hält. Wenn aber plötzlich die vom Sonnenglast schmerzenden Augen an der Kimm Mastspitzen oder Rauchwolken entdecken, ist alle Enttäuschung der vergangenen Stunden vergessen. Dann steigt in diesen indischen Gewässern, in denen sich der Feind sicher glaubte, die deutsche Kriegsflagge hoch, immer noch gefürchtet vom „stolzen" Albion.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Hermann Kiefer

Das U-Boot unter Führung des Eichenlaubträgers Korvettenkapitän Gysae setzt zum Unterwasserangriff auf einen englischen Frachter an, der in den Gewässern Madagaskars Kurs auf Kapstadt genommen hat

Oben: Der Torpedo läuft. Es sind immer wieder spannunggeladene Sekunden, bis die dumpfe Detonation den Treffer anzeigt. — Links: Am anderen Tage kreuzt ein neues Opfer den Kurs des U-Bootes. Um die wertvollen Torpedos zu sparen, entschließt sich der Kommandant zum Überwasserangriff. Der Brite setzt sich zur Wehr, aber seine Einschläge liegen zu kurz



Oben: Nach kurzem Artillerieduell geht die Mannschaft des Frachters in die Boote. Augenblicke später sinkt das Schiff (unten), Fässer, Kisten und sonstiges schwimmbares Treibgut bedeckt weithin die Untergangsstelle im Indischen Ozean

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0241
gefördert durch
Baden-Württemberg